

Groupe de travail pour les recherches préhistoriques en Suisse
(GPS)
Arbeitsgemeinschaft für die Urgeschichtsforschung in der Schweiz
(AGUS)

Röder 2002c

Lebensbilder – Scènes de vie

Actes du colloque de Zoug

(13-14 mars 2001)



GROUPE DE TRAVAIL POUR LES RECHERCHES PRÉHISTORIQUES EN SUISSE (GPS)
ARBEITSGEMEINSCHAFT FÜR DIE URGESCHICHTSFORSCHUNG IN DER SCHWEIZ (AGUS)

Lebensbilder – Scènes de vie

Actes du colloque de Zoug (13-14 mars 2001)
Rédaction: Peter Jud, Gilbert Kaenel

Documents du GPS N° 2
Lausanne 2002

Botschaften aus der Gegenwart: Die Darstellung von Geschlechterrollen auf Lebensbildern zur Urgeschichte

Brigitte Röder

Vorspann

Lebensbilder machen Aussagen über die Geschlechterrollen in der Urgeschichte, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Woher wissen ArchäologInnen und IllustratorInnen, die Lebensbilder konzipieren und realisieren, das alles nur so genau? Aus der archäologischen Forschung wohl kaum, denn diese zählt das Thema nicht gerade zu ihren Kernfragen. Da müssen wir schon aus anderen Quellen schöpfen - und um diese geht es hier.

Aspekte von Geschlechterrollen: Arbeitsteilung und Machtgefälle

Mit den "Pfahlbauszenen" Alexandre Girods aus dem Jahre 1925 (Abb. 1) sind wir schon mitten im Thema Geschlechterrollen. Unter dem Vorzeichen der "verkehrten Welt" bringt das Bild zwei wichtige Aspekte auf den Punkt: Geschlechterrollen haben etwas mit Arbeitsteilung und mit Machtgefälle zu tun.

Auf der Bildebene liest sich das etwa wie folgt: Im Zentrum des als Triptychon konzipierten Gemäldes befindet sich eine Frau. Sie sitzt erhöht, trägt ein Tuch in herrschaftlichem Purpurrot und ist mit Schmuck behängt. Offensichtlich hat sie eine gehobene gesellschaftliche Stellung, die ihr Zeit und Musse lässt, sich ausgiebig im Spiegel zu betrachten. Links und rechts, in einigem Abstand zu ihr gehen zwei Männer und ein Junge ihrem Tagwerk nach: Sie weben und töpfern. Ihre sauer-töpfischen, fast schon um Mitleid heischenden Mienen signalisieren den BetrachterInnen, dass sie mit ihrer Rolle alles andere als zufrieden sind. Wie sollten sie auch – leben sie doch offensichtlich in einer (verkehrten) Welt, in der die Frauen das Sagen und die Männer die Arbeit haben.

Visualisierung latenter Vorstellungen

Soweit die Botschaft, die Girods Bild neben der damals üblichen Pfahlbauromantik vermittelt. Ob der Maler mit seinen "Pfahlbauszenen" die historische Realität getroffen hat, steht hier nicht zur Diskussion. Vielmehr soll das Beispiel illustrieren, dass Lebensbilder damals wie heute eine wichtige Quelle dafür sind, welche Vorstellungen ArchäologInnen, AutorInnen, IllustratorInnen und MuseumsmacherInnen von den Geschlechterrollen in der Urgeschichte haben. Dieser Punkt ist um so spannender, als Geschlechterrollen ja kein Thema der traditionellen Archäologie sind. Entsprechend findet man auf der Textebene denn auch nur selten direkte Aussagen; subtile Äusserungen sind zwischen den Zeilen hingegen recht zahlreich zu finden. Die Lebensbilder, auf denen sich die durchaus vorhandenen – und häufig auch sehr dezidierten - Meinungen und Vorstellungen visualisieren, sind deshalb um so aufschlussreicher.

Die Macht der Bilder

Doch Lebensbilder sind nicht nur aufschlussreich, sie sind auch wirkungsvoll. Laut Erkenntnissen der Kommunikationswissenschaft und der Medienforschung haben Bilder allgemein mehr Gewicht als Texte. Sie ziehen die Aufmerksamkeit wesentlich schneller und stärker auf sich. Um das Thema eines Bildes zu erkennen, brauchen wir etwa 1/100 Sekunde. Bei einem Text muss die abstrakte Reihenfolge der Buchstaben vom Gehirn dagegen erst entschlüsselt werden – und das dauert (Küpper/Jansen 1996). Ausserdem prägen sich Botschaften, die über Bilder vermittelt werden, wesentlich besser ein als solche in Textform und bleiben auf Dauer auch besser im Gedächtnis haften. Nicht nur das – die Bilder entwickeln ein Eigenleben: Ihre Botschaften werden zur Brille, durch die wir den zugehörigen Text wahrnehmen und verstehen: Das Bild bestimmt „die Richtung der Bewertung, während der Text die Urteile nur verstärkt oder abschwächt“ (Allinger 1999, 4 mit weiterführender Literatur).

Ein Lebensbild sagt mehr als tausend Worte

Was das für archäologische Texte mit Lebensbildern heisst, liegt auf der Hand. Die Macht ihrer plakativen Botschaften ist offenbar grösser als die unserer wohlüberlegten Texte. In ihnen wägen wir ab und stellen alles möglichst differenziert dar. Sobald Themen wie Sozialstrukturen oder Religion angeschnitten werden, hagelt es Konjunktive und andere Einschränkungen, die Aussagen oft bis zum Beliebigen und Unverbindlichen abschwächen. Doch was nützt die ganze Sprachakrobatik, wenn die Botschaft des Lebensbildes von den LeserInnen bereits verinnerlicht ist, bevor sie die erste Zeile gelesen haben... Ein Bild sagt mehr als tausend Worte - im Fall der Lebensbilder auch vieles, was nur wenige ArchäologInnen je so explizit schreiben würden. Das trifft insbesondere für urgeschichtliche Geschlechterrollen zu. Deshalb erschien es mir lohnend, die Botschaften der Lebensbilder zu diesem in der traditionellen Forschung so stiefmütterlich behandelten Thema etwas genauer unter die Lupe zu nehmen.

Quellen und Vorgehen

Durch Arbeiten von Kolleginnen angeregt und methodisch gerüstet (Allinger 1999. - Gifford-Gonzales 1993. - Kästner 1995. - Karlisch 1997; 1998. - Owen 1999), begann ich, Lebensbilder aus Schweizer Publikationen zu sammeln. Um die Aktualität des zusammengetragenen Materials zu gewährleisten, legte ich den Schwerpunkt auf Bilder, die in den letzten zwanzig Jahren erschienen sind. Bei der Suche habe ich mich nicht auf Fachbücher beschränkt, sondern auch populäre Veröffentlichungen wie z. B. die Hefte des Schweizerischen Jugendschriftenwerkes berücksichtigt. Darüber hinaus gingen aber auch Postkarten von Bildern und Installationen, die in Museen verkauft werden, in die Sammlung ein. Dank der zahlreichen Abbildungen, die Catherine Leuzinger-Piccand und Irmgard Bauer mir freundlicherweise zur Verfügung stellten, wuchs die Sammlung schliesslich auf rund 400 Lebensbilder an – das ist eine Grundlage, die durchaus repräsentative Aussagen zulässt. Zumindest gilt das für die Epochen Mittel- bis Spätpaläolithikum, Neolithikum, Bronzezeit und Eisenzeit; das Altpaläolithikum und insbesondere das Mesolithikum sind hingegen schlecht vertreten.¹

Wie habe ich diese Bilder nun ausgewertet? Das Verfahren war denkbar einfach: Ich habe in einer Datenbank erfasst, welche Tätigkeiten Männer und Frauen auf den Bildern ausüben. Im Fall von Girods "Pfahlbauszenen" (Abb. 1) ergäbe sich folgende Statistik:

- 1x die Kombination Frau/Führungsposition
- und je 1x die Kombination Mann/Weben und Mann/Töpfern.

Wenn wie hier mehrere Männer dieselbe Tätigkeit ausüben, habe ich diese Kombination nur einmal gezählt; bei den Frauen natürlich entsprechend. Kinder und Jugendliche hatte ich zunächst von den Erwachsenen getrennt erfasst. Als sich

dann jedoch zeigte, dass sich bei ihnen die selben Muster finden wie bei den Erwachsenen ihres Geschlechts, habe ich auf diese Differenzierung verzichtet. Personen, deren Geschlecht ich nicht eindeutig erkennen konnte, habe ich nicht berücksichtigt.

Botschaften der Lebensbilder

1. Männer haben mehr gearbeitet als Frauen.

Die erste Frage, die ich an meine Datenbank gestellt habe, lautete: Welchen Anteil hatten Männer und Frauen an den Tätigkeiten, die auf den Lebensbildern dargestellt sind? Statt vieler Worte lieber ein Diagramm (Abb. 2), dessen Legende sich ganz an unser traditionelles Farbschema hält - die Männer haben die hellblauen, die Frauen die rosaroten Säulen. Das Ergebnis ist eindeutig: Laut Lebensbildern haben in allen Epochen die Männer mehr gearbeitet als die Frauen. Am eklatantesten ist dieses Ungleichgewicht im Altpaläolithikum, am wenigsten ausgeprägt im Neolithikum; wobei die Männer ab der Bronzezeit dann schon wieder verstärkt gefordert waren.

2. Frauen bei der Subsistenzsicherung weit abgeschlagen. Im sozialen Bereich holten sie auf.

Als nächstes hat mich interessiert, ob sich diese unterschiedliche Arbeitsbelastung der Geschlechter gleichermaßen durch die beiden grossen gesellschaftlichen Bereiche – Subsistenzsicherung und Sozialleben – zieht. Die entsprechende Aufschlüsselung für den Subsistenzbereich (Abb. 3) zeigt, dass die Arbeitsverteilung ziemlich genau der Verteilung aller Arbeiten (Abb. 2) entspricht. Die Subsistenzsicherung wurde demnach überwiegend durch die Männer gewährleistet. Für den sozialen Bereich sieht das entsprechende Diagramm (Abb. 4) ganz anders aus: Hier holen die Frauen – fast schon erwartungsgemäss – auf. Schliesslich wird ja auch heute Frauen im sozialen Bereich eine höhere Kompetenz zugeschrieben, man könnte auch sagen "zugetraut".

3. Die Tätigkeiten der Männer waren vielfältig und abwechslungsreich. Das Tätigkeitsfeld der Frauen war schmal und eintönig.

Beflügelt durch die ersten Ergebnisse, habe ich dann gleich weitere Diagramme produziert. Als nächstes hat mich interessiert, welche Tätigkeiten Männer und Frauen in den sechs grossen urgeschichtlichen Epochen jeweils ausgeübt haben. Der Übersicht halber werden der Subsistenz- und der soziale Bereich wieder getrennt betrachtet. Damit wir vor lauter Diagrammen nicht die Ergebnisse aus den Augen verlieren, werden wir uns hier auf die beiden fürs Neolithikum beschränken. Vom Gesamtbild her sind die beiden Diagramme jedoch auch für die anderen Epochen repräsentativ. Doch zunächst die Ergebnisse zur Arbeitsteilung im Subsistenzbereich (Abb. 5):

- Das Tätigkeitsspektrum der Männer ist im Subsistenzbereich wesentlich breiter und vielfältiger als das der Frauen.
- Entsprechend ist auch der Anteil der "reinen Männerarbeiten" breiter und vielfältiger als der Anteil der "reinen Frauenarbeiten".

- Neben offensichtlichen "Männer-" und "Frauenarbeiten" gibt es auch Tätigkeiten, die – wenn auch in unterschiedlichem Masse – von beiden Geschlechtern ausgeübt werden.

Für die Arbeitsteilung im sozialen Bereich (Abb. 6) ergibt sich ein ähnliches Bild. Die bei der Subsistenzsicherung beobachteten Trends zeichnen sich hier lediglich etwas schwächer ab, da die Frauen hier stärker vertreten sind als bei der Subsistenzsicherung.

4. Männerarbeiten - Frauenarbeiten: eine Regel ohne Ausnahme

Als nächstes habe ich mich gefragt, was denn typische Männer- bzw. typische Frauenarbeiten sind, und ob sich die Aktivitätsfelder der Geschlechter für die einzelnen urgeschichtlichen Epochen unterscheiden. Die letzte Frage ist mit einem klaren Nein zu beantworten: Seit dem Altpaläolithikum, also seit den Kindertagen der Menschheit, bis in die Eisenzeit haben sich Männer und Frauen die anfallenden Arbeiten ganz strikt (!) nach dem selben Schema aufgeteilt. Dieses Schema ist so strikt, dass in den meisten Fällen sogar die berühmte Ausnahme fehlt, die die Regel bestätigt.

Die Arbeiten und Aufgaben der Männer waren: Jagd, Kriegerum und Krieg, Bergbau, Roden, Bauen, Werkzeugherstellung- und Gebrauch, Metallgewinnung und Metallverarbeitung, Holzbearbeitung, Führungsposition, Reiten und Fahren, Handel, Kunst.

Die Arbeitswelt der Frauen umfasste folgende Tätigkeiten: Kinderbetreuung, Zubereitung und Konservierung von Nahrungsmitteln, Wasser holen, Sammeln, Leder und Textilien herstellen und verarbeiten.

Daneben gab es auch Arbeiten bzw. Bereiche, die sowohl ins Ressort der Männer als auch in das der Frauen fielen: Fischen, Landwirtschaft (Männer pflügen und hacken, Frauen säen), Keramikherstellung (Männer drehen die Gefäße auf der Töpferscheibe, die Frauen bauen sie von Hand auf), Transport (Männer mit Wagen oder Lasttieren, Frauen tragen selbst), Kult (Männer sind die Protagonisten, die Frauen schauen zu).

Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung – na und?

Gegen diese Aufstellungen lässt sich unter Verweis auf entsprechende Literatur (z. B. Burton/Brudner/White 1977. - Galdikas/Teleki 1981) natürlich vortrefflich einwenden: "Na und? Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist eine anthropologische Konstante, die sich durch alle heutigen und historisch fassbaren Kulturen zieht. Ansätze dazu gibt es sogar schon bei den Menschenaffen." Das mag sein – die Sache ist damit aber noch nicht vom Tisch. Denn die Starrheit und die stereotype Aufteilung der Arbeiten auf die Geschlechter sind eine europäische Spezialität - und eine recht junge dazu: Es handelt sich um ein Phänomen, das erst im Europa des 18. Jahrhunderts aufkam, als die Familie mit der fortschreitenden Industrialisierung ihre traditionelle Funktion als Wirtschaftseinheit verlor (Duden/Hausen 1979).

In anderen Gesellschaften, in denen die Familie Wirtschaftseinheit ist – und ich denke, so eine Struktur dürfen wir auch für die Urgeschichte annehmen - wird die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung hingegen viel flexibler gehandhabt und an die wechselnden Erfordernisse angepasst. Dieses Phänomen ist beispielsweise von den Eskimo hinreichend bekannt (u. a. Bodenhorn 1990). Bei ihnen wurden Mädchen zur Jagd ausgebildet, wenn sie keine Brüder hatten (Saladin d'Anglure 1984, 487). Auch weiss man, dass Inuit-Frauen ihre Familien mit Jagdbeute versorgten, während ihre Männer wegen des Pelzhandels lange Zeit abwesend waren (Guemple 1986, 13f.). Das sind nur einige Beispiele, die sich für andere Ethnien beliebig erweitern liessen. Sie illustrieren die grosse Flexibilität, mit der die diversen Modelle geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in traditionellen Gesellschaften gehandhabt wurden bzw. werden. Ich bin deshalb der Meinung, dass die starre, stereotype geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, die die Lebensbilder präsentieren, wenig mit urgeschichtlichen Realitäten zu tun hat. Ich halte sie vielmehr für eine Projektion des traditionellen Modells der Arbeitsteilung unserer Gesellschaft, das gemessen an den geschichtlichen Zeiträumen, mit denen wir UrgeschichtlerInnen ansonsten zu tun haben, mit seinen knapp 200 Jahren geradezu ein "hypermodernes Phänomen" ist.

Urgeschichtliche Männer- und Frauenwelten: so fern und doch so nah

Und noch etwas anderes erinnert mich sehr an unsere Gesellschaft – und das sind die Lebenswelten von Männern und Frauen, die sich aus ihren jeweiligen Tätigkeitsfeldern ableiten lassen (Abb. 7): Alles, was mit Gefahr, Kraft, Mobilität, der Produktion von Mehrwert und Öffentlichkeit zu tun hat, was mit Prestige, einer Führungsrolle und Kreativität verbunden ist, ist Männersache. Im Vergleich zur grossen, weiten Welt der Männer ist die der Frauen wesentlich kleiner: Ihr Universum umfasst lediglich Kinder, die Privatsphäre und den Haushalt.

Und plötzlich kommen wir von der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zu den traditionellen Geschlechterrollen unserer Gesellschaft. "Traditionell" deshalb, weil es seit einiger Zeit ja noch andere Rollenmodelle gibt. Doch zurück zu den traditionellen Rollen; auch sie sind ein Produkt des 18. und 19. Jahrhunderts, wo sie im Rahmen der bürgerlichen Gesellschaft entwickelt und festgeschrieben wurden. Man sprach damals vom sogenannten Geschlechtscharakter, der von der Historikerin Karin Hausen als ein "Gemisch aus Biologie, Bestimmung und Wesen" charakterisiert wurde (Hausen 1976, 367). Was diesen "Geschlechtscharakter" ausmacht, war in medizinischen, psychologischen und pädagogischen Schriften - vor allem aber auch in den Lexika nachzulesen. Hier eine Kostprobe aus dem "Brockhaus", dem "Conversationslexikon oder Handwörterbuch für die gebildeten Stände" aus dem Jahre 1815:

“Daher offenbart sich in der Form des Mannes mehr die Idee der Kraft, in der Form des Weibes mehr die Idee der Schönheit. [...] Der Geist des Mannes ist mehr schaffend [...], zu Anstrengungen, zur Verarbeitung abstrakter Gegenstände, zu weitausschenden Plänen geneigter; [...] Das Weib ist auf einen kleineren Kreis beschränkt, den es aber klarer überschaut; es hat mehr Geduld und Ausdauer in kleinen Arbeiten. Der Mann muss erwerben, das Weib sucht zu erhalten; der Mann mit Gewalt, das Weib mit Güte und List. Jener gehört dem geräuschvollen öffentlichen Leben, diese dem stillen häuslichen Cirkel.”

Oder - kurz und bündig mit den Worten Ludwig Feuerbachs: “Das Weib repräsentiert das Fleisch, der Mann den Geist; d. h. der Mann ist der Kopf, das Weib der Bauch der Menschheit.” Ob die Menschheit das schon immer und überall so gesehen hat? Ich glaube, man darf zumindest starke Zweifel anmelden.

Vom patriarchalen Lebens- zum patriarchalen Geschichtsbild

Die Projektion unseres patriarchalen, traditionellen Modells der Geschlechterrollen auf die Urgeschichte hat natürlich noch weitere Konsequenzen, die ich zum Schluss wenigstens kurz anschnitten möchte:

Die gesellschaftliche Rolle, die Frauen in urgeschichtlichen Kulturen möglicherweise hatten, wird kaum erforscht. Zum einen scheint man sie ja zu kennen - nämlich Haushalt und Kinder. Zum andern schlägt hier auch voll die notorische Unterbewertung von Haus- und Familienarbeit unserer Gesellschaft zu Buche.

Was Männer tun, bzw. möglicherweise getan haben, ist hingegen viel interessanter und spannender und wird plastisch ausgemalt.

Da sie – im Gegensatz zu den Frauen – über Geist und Kreativität verfügen, sind sie es, die durch ihre Innovationen die Menschheitsgeschichte vorantreiben.

Aufgrund der Projektion unseres traditionellen, patriarchalen Rollenmodells wird suggeriert, dass es in der Urgeschichte ausnahmslos “Macho-Gesellschaften” gab. Das wiederum leistet der Ideologie Vorschub, wonach das Patriarchat die “natürliche” Organisationsform der Menschheit sei und verstellt den Blick für andere Gesellschaftsformen.

In letzter Konsequenz tragen also auch archäologische Lebensbilder zum verbreiteten patriarchalen Geschichtsbild bei, das man überspitzt wie folgt auf den Punkt bringen kann: Männer machen Geschichte, Frauen kommen - gelegentlich - darin vor. In urgeschichtlichen Epochen scheinen die Frauen von der Bühne der Weltgeschichte zuweilen sogar völlig verschwunden zu sein. Dieser Eindruck drängte sich mir zumindest auf, nachdem ich über die Art, wie in populärwissenschaftlichen Büchern urgeschichtliche Epochen bezeichnet werden, gestolpert bin. Im folgenden einige Beispiele: Das Altpaläolithikum wird unter dem Titel “Der Mensch wird Jäger” abgehandelt. Für die nachfolgenden Abschnitte des Paläolithikums figurieren Bezeichnungen wie “Chasseurs de

rennes de l'âge de la pierre”, “Leben als Sammler, Fischer und Jäger” oder “Die Jäger-Künstler der späten Eiszeit”. Das Mesolithikum läuft unter dem Titel “Die letzten Jäger und Sammler”. Der Klassiker schlechthin zur Umschreibung von Neolithikum lautet “Vom Jäger zum Bauern”. Ebenfalls klassikerverdächtig ist die Überschrift des Bronzezeitkapitels “Bauern - Händler - Bronzegegesser”. Ähnlich griffig erscheint denn auch “Kelten: Schmiede und Krieger” als vorgebliches Synonym für Eisenzeit. Wenn diese Tradition der Namensgebung weitergeführt wird, wird unsere Zeit eines Tages vielleicht einmal als die Epoche der “Börsenhändler und Chip-Hersteller” in die Geschichte eingehen.

Neue Perspektiven: Lebensbilder nach Ablegen der männlich-patriarchalen Brille

Angesichts soviel männlicher Dominanz und kompletter weiblicher Absenz in der Geschichte kann man sich in der Tat fragen, wie sähe die Welt nur **ohne** die Männer aus: wüst und leer? Einfacher zu beantworten ist vielleicht folgende Frage: Wie sähe die urgeschichtliche Welt in unseren Büchern aus, wenn man die Urgeschichte nicht durch eine männlich-patriarchale Brille betrachten würde? Hier einige Beispiele:

Die Sonntagszeitung vom Februar dieses Jahres zeigt die Evolution der Menschheit einmal ganz ungewohnt, in dem sie ausschliesslich Frauen den Weg vom halbwegs aufrecht gehenden Affen- zum heutigen Zivilisationswesen beschreiten lässt (Abb. 8).

Ganz ungewöhnlich auch folgende Jagdszene: Homo erectus auf Elefantenjagd (Abb. 9). Man beachte die Frauen, die aktiv beteiligt sind. Diese Abbildung stammt keineswegs aus einer apokryphen feministischen Schrift, sondern aus einem Führer des Neanderthal-Museums in Mettmann (Auffermann/Weniger 1997, 168).

Auch im Zuger Urgeschichtsmuseum ist das Thema Frauen und Jagd kein Tabu mehr - wenngleich sich die Museumsmacherinnen hier nicht gleich an die Mammutjagd, sondern erst einmal an den Fang von Schneehasen herangewagt haben (Abb. 10).

Bestärken durch Wiederholen – auch eine Form der Wahrheitsfindung

Ob Homo-erectus-Frauen tatsächlich auf Elefantenjagd gingen und ob im Magdalénien Mädchen im heutigen Kanton Zug Schneehasen erlegten, werden wir vermutlich nie wissen. Genausowenig übrigens, wie wir mit letzter Sicherheit behaupten können, dass die Jagd immer und ewig Männersache und die “natürliche” Organisationsform der Menschheit die “Macho-Gesellschaft” gewesen ist. Doch darum geht es hier auch gar nicht. Wichtiger erscheint mir an dieser Stelle der folgende Aspekt: Das Wissen über urgeschichtliche Geschlechterrollen ist denkbar gering – die Vorstellungen über sie sind dafür um so konkreter.

Letzteres zeigen die Lebensbilder in fast schon erfrischender Unbekümmertheit. Es ist wirklich ein Phänomen: Für die Darstellung eines urgeschichtlichen Hauses samt Inventar recherchieren wir minutiös nach allen Regeln der Kunst – zunächst fachspezifisch, dann auch interdisziplinär –, bevor wir sie den prüfenden Blicken von Fachwelt und Publikum aussetzen. Unter Qualen ringen wir uns zu einem Entwurf durch, den wir nur unter grössten Bedenken, im Wissen um seine Unzulänglichkeiten und die vielen Fragezeichen wissenschaftlich gerade noch verantworten können. Steht das Haus mit Inventar erst einmal, geht der Rest dann ganz schnell. Denn nun schöpfen wir unbelastet und fern von allen wissenschaftlichen Skrupeln völlig spontan aus dem Fundus unserer traditionellen Rollenklischees und projizieren altbekannte Szenen ins Hausinnere: Ein, zwei Frauen mit den Kindern bei Hausarbeiten um die Feuerstelle hockend, und der Mann kommt mit Jagdbeute gerade zur Tür rein oder betrachtet prüfend die Silexklinge, die er eben geschlagen hat.

Woher nur die kühne Unerschrockenheit bei der Darstellung der Geschlechterrollen, wo wir doch sonst bereits bei der Entscheidung für Dachschindeln statt Schilfbündeln Angst vor der eigenen Courage bekommen? Aus den vielen denkbaren Antworten möchte ich eine herausgreifen: Die Szenen auf den Lebensbildern sind uns vertraut, wir haben sie so oder so ähnlich schon unzählige Male gesehen und erkennen sie infolgedessen wieder; die auf ihnen präsentierten Geschlechterrollen erscheinen uns aus diesem Grund "stimmig" und "richtig". Bestärkung durch Wiederholung heisst die Zauberformel. Katja Allinger schreibt über diesen "Wiedererkennungseffekt", dass die "stetige Wiederholung [der Bilder] eine einmal geschaffene Vorstellungswelt immer wieder bestärkt und sich eventuell sogar stärker als der (meist aktuellere) Text in der Erinnerung festsetzt" (Allinger 1999, 4f.). Die dargestellten Geschlechterrollen erscheinen also umso "wahrer" je öfter sie reproduziert und je häufiger sie von ihren BetrachterInnen "wiedererkannt" werden. Das ist auch eine Form der "Wahrheitsfindung", wenn auch keine wissenschaftliche.

Das Schlussplädoyer: Reflexion statt Projektion

Die wissenschaftliche Alternative heisst für mich Geschlechterforschung bzw. Gender Studies. Bis diese Forschungsrichtungen in der Archäologie greifen und auf breiterer Basis erste, wissenschaftlich fundierte (!) Ergebnisse über die Geschlechterrollen in der Urgeschichte liefern, wird es wohl noch ein bisschen dauern. Bis dahin wünsche ich mir im Sinne realisierbarer Sofortmassnahmen, dass künftig vermehrt Lebensbilder in Auftrag gegeben und künstlerisch umgesetzt werden, die nicht unbedacht als Projektionsfläche für unsere traditionellen Rollenklischees dienen, sondern bewusst mit ihnen brechen. Ich wünsche mir mehr Phantasie, Sorgfalt und Reflexion, wenn es darum geht, denkbare Aspekte aus der Lebenswelt urgeschichtlicher Frauen und Männer zu zeigen. Entsprechende Anregungen lassen sich beispielsweise aus ethnographi-

scher, volkswissenschaftlicher, kunsthistorischer und historischer Fachliteratur schöpfen.²

Mein Ziel ist keineswegs die "Feminisierung der Urgeschichte" durch die Projektion moderner emanzipatorischer Vorstellungen in die Vergangenheit. Ich plädiere gerade nicht für den Ersatz der bestehenden durch andere Projektionen, sondern für mehr Reflexion. Davon verspreche ich mir mehr Wissenschaftlichkeit und eine realistischere Darstellung einer elementaren Sozialbeziehung der urgeschichtlichen Menschen.

brigitte.roeder@freesurf.ch

Fussnoten

¹ Bei insgesamt 401 Lebensbildern sind die einzelnen Epochen mit folgenden Anteilen belegt: Altpaläolithikum 4%, Mittel- bis Spätpaläolithikum 20%, Mesolithikum 1%; Neolithikum, Bronze- und Eisenzeit je 25%.

² Eine Reiche Quelle der Inspiration und Reflexion ist beispielsweise die Studie von Sabine Lorenz-Schmidt (1998).

Literatur

- Allinger 1999: K. Allinger, Aspekte zur bildlichen Darstellung urgeschichtlichen Lebens in wissenschaftlichen Publikationen. Unveröff. Magisterarbeit (Mainz 1999).
- Auffermann/Weniger 1997: B. Auffermann/G.-Ch. Weniger, *Zeitreise: ein Gang durch die Menschheitsgeschichte. Texte und Bilder aus dem Neanderthal-Museum* (Mettmann 1997).
- Bodenhorn 1990: B. Bodenhorn, "I'm not the Great Hunter, my wife is": Inupiat and anthropological models of gender. *Études/Inuit/Studies* 14 (1-2), 1990, 55-74.
- Burton/Brudner/White 1977: M. L. Burton/L. A. Brudner/D. R. White, A model of the sexual division of labor. *American ethnologist* 4, 1977, 227-251.
- Duden/Hausen 1979: B. Duden/K. Hausen, Gesellschaftliche Arbeit - Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. In: A. Kuhn/G. Schneider (Hg.) *Frauen in der Geschichte. Frauenrechte und die gesellschaftliche Arbeit der Frauen im Wandel. Fachwissenschaftliche und fachdidaktische Studien zur Geschichte der Frauen = Geschichtsdidaktik 6* (Düsseldorf 1979) 11-33.
- Galdikas/Teleki 1981: B.M.F. Galdikas/G. Teleki, Variations in Subsistence Activities of Female and Male Pongids: New Perspectives on the Origins of Hominid Labor Division. *Current Anthropology* 22, 1981, 241-47.
- Gifford-Gonzales 1993: D. Gifford-Gonzales, You can hide, but you can't run: Representation of women's work in illustrations of palaeolithic life. *Visual Anthropology Review* 9,1, 1993, 23-41.
- Guemple 1986: L. Guemple, Men and women, husbands and wives: the role of gender in traditional Inuit society. *Études/Inuit/Studies* 10 (1-2), 1986, 9-24.
- Hausen 1976: K. Hausen, Die Polarisierung der „Geschlechtscharaktere“. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: W. Conze (Hg.) *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas* (Stuttgart 1976) 363-393.
- Kästner 1995: S. Kästner, Die Kategorie „Geschlecht“ in der deutschen Urgeschichtswissenschaft. Eine Untersuchung anhand ausgewählter Publikationen zum Früh- und Mittelneolithikum. Unveröff. Magisterarbeit (Tübingen 1995).

Karlich 1997: S. M. Karlich, Eine Spur von Zweifel. Botschaften über die Fußspuren von Laetoli. In: S. M. Karlich/S. Kästner/E.-M. Mertens (Hg.), Vom Knochenmann zur Menschenfrau. Feministische Theorie und archäologische Praxis. agenda frauen 9 = Frauen - Forschung - Archäologie 3 (Münster 1997) 68-87.

Karlich 1998: S. M. Karlich, Das Mama-Papa-Kind-Syndrom - Botschaften über die Fußspuren von Laetoli. In: B. Auffermann/G.-Ch. Weniger (Hg.) Frauen - Zeiten - Spuren (Mettmann 1998) 141-160.

Küpper/Jansen 1996: N. Küpper, A. Jansen, Wie Leser lesen. Und wie Grafiken und Bilder auf Leser wirken. Erfahrungen aus der Praxis und Ergebnisse aus der Forschung. In: Medium Magazin, Werkstatt Infografik 2, 1996, 2-5.

Lorenz-Schmidt 1998: S. Lorenz-Schmidt, Vom Wert und Wandel weiblicher Arbeit. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in der Landwirtschaft in Bildern des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beiheft Nr. 137 (Stuttgart 1998).

Owen 1999: L. R. Owen, Die Darstellung von Frauenrollen im Jungpaläolithikum Europas. In: Vorgeschichtliches Seminar der Philipps-Universität Marburg (Hg.), Frauenbilder - Frauenrollen. Frauenforschung in den Altertums- und Kulturwissenschaften? Symposium des Vorgeschichtlichen Seminars der Philipps-Universität Marburg 30.-31. Oktober 1998. Kleine Schriften 49 (Marburg 1999) 75-87.

Saladin d'Anglure 1984: B. Saladin d'Anglure, Inuit of Quebec. In: D. Damas (Hg.), Handbook of the North American Indians 5 (Washington 1984) 476-507.

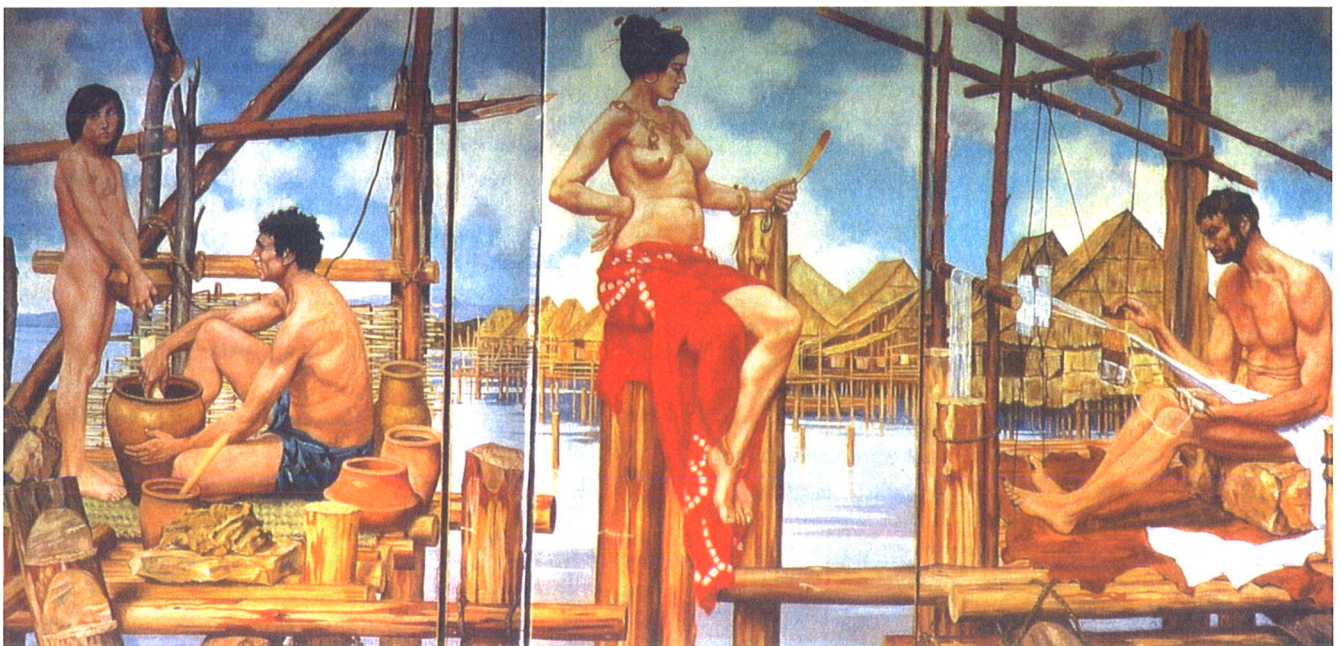


Abb. 1. Verkehrte Welt: Geschlechterrollen auf den "Pfahlhauszenen" Alexandre Girods aus dem Jahre 1925.

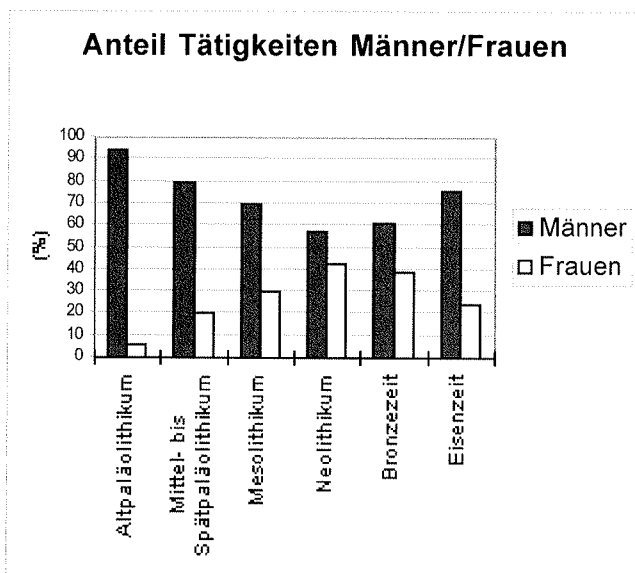


Abb. 2. Laut Lebensbildern haben die Männer in der gesamten Urgeschichte mehr gearbeitet als die Frauen.

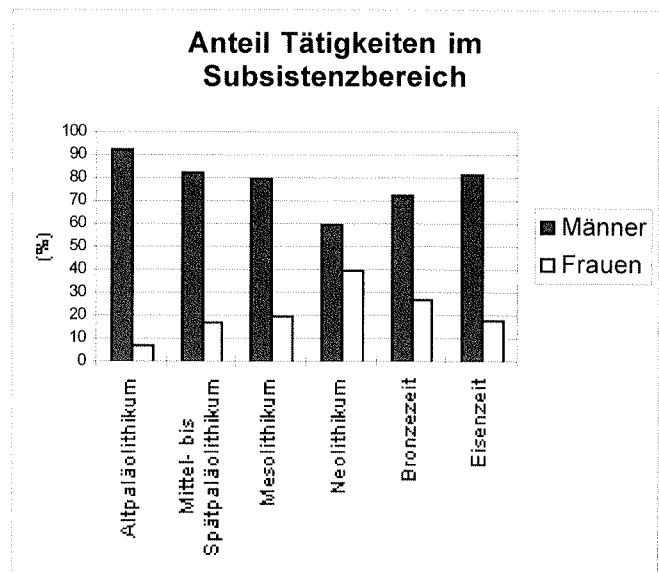


Abb. 3. Glaubt man den Lebensbildern, war die Subsistenzsicherung in der Urgeschichte in erster Linie Männersache.

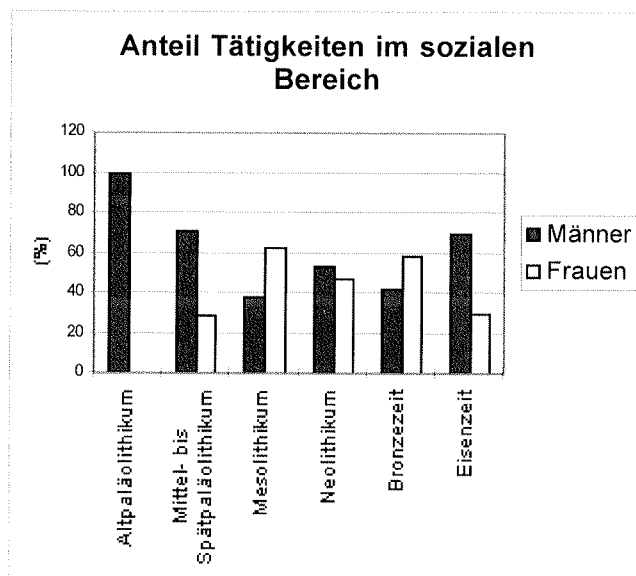


Abb. 4. Im sozialen Bereich holen die urgeschichtlichen Frauen auf den Lebensbildern auf.

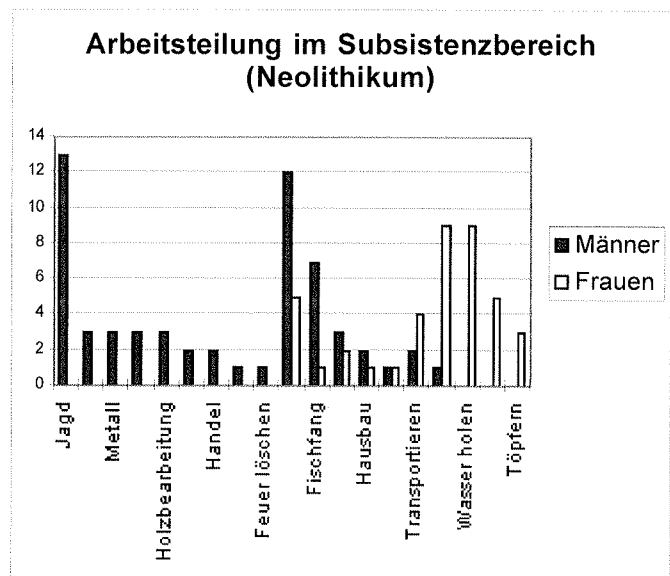


Abb. 5. Arbeitsteilung bei der Subsistenzsicherung im Neolithikum: Das Tätigkeitsspektrum der Männer ist wesentlich breiter und vielfältiger als das der Frauen. Neben offensichtlichen "Männer-" und "Frauenarbeiten" gibt es auch Tätigkeiten, die - wenn auch in unterschiedlichem Masse - von beiden Geschlechtern ausgeübt werden.

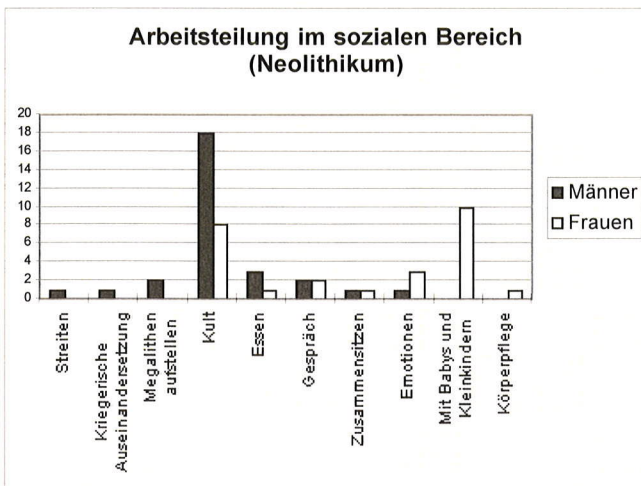


Abb. 6. Arbeitsteilung im Neolithikum: Für den sozialen Bereich ergibt sich ein ähnliches Bild wie für die Subsistenzsicherung (vgl. Abb. 5). Die dort beobachteten Trends zeichnen sich hier lediglich etwas schwächer ab.

Männerwelt



Frauenwelt



Abb. 7. Urgeschichtliche Lebenswelten: Die grosse, weite Welt der Männer und die kleine, überschaubare Welt der Frauen.

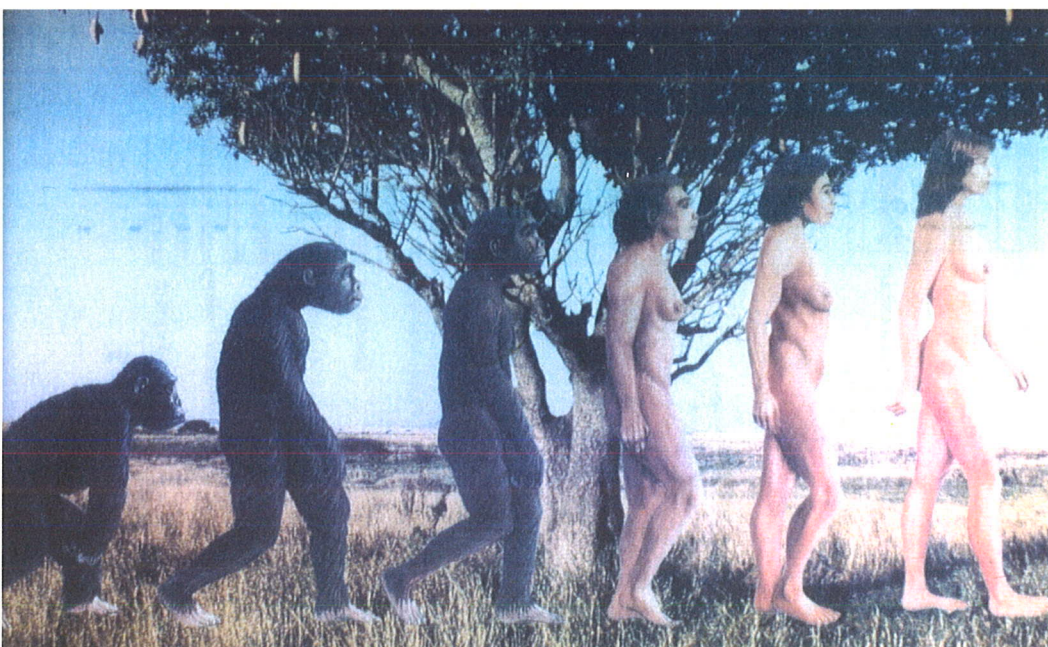


Abb. 8. Die menschliche Evolution einmal ganz anders: Hier gehen die Frauen den Weg vom halbwegs aufrecht gehenden Affen zum heutigen Zivilisationswesen (Sonntagszeitung 18.2.2001).



Abb. 9. Eine ungewöhnliche Jagdszene: Homo erectus-Frauen auf Elefantenjagd (Auffermann/Weniger 1997, 168).



Abb. 10. Auch im Zuger Urgeschichtsmuseum ist das Thema Frauen bzw. Mädchen und Jagd kein Tabu mehr - wenngleich sich die Museumsmacherinnen hier nicht gleich an die Mammutjagd, sondern erst einmal an den Fang von Schneehasen herangewagt haben (Kantonales Museum für Urgeschichte(n) Zug).